

Sehr viel wissen wir nicht über Paulus. Sicher ist, dass Paulus ursprünglich ein jüdischer Schriftgelehrter war, wir würden heute sagen: ein Theologe. Zutreffen dürften auch die Berichte, dass Paulus sich in seinen jungen Jahren aktiv an der Verfolgung der frühen christlichen Gemeinden durch die jüdischen Behörden beteiligt hat. Was Paulus dazu bewogen hat, sich selbst taufen zu lassen und Christ zu werden, wissen wir nicht. Die Apostelgeschichte berichtet in Kap.9 recht dramatisch von einer Christuserscheinung und der anschließenden Bekehrung des Saulus zum Paulus. Aber das ist eine spätere Erzählung und nach heutigen Maßstäben historisch nicht zuverlässig. Als Christ nun hat Paulus geschichtlich ungeheuer bedeutsame Leistungen vollbracht. Zum einen war Paulus nicht nur in der jüdischen Theologie und Gesetzeslehre zu Hause, sondern auch mit dem stärker systematischen Denken des späten Griechentums vertraut. Mit diesen Voraussetzungen hat Paulus erstmals den Glauben der frühen Christen auf Begriffe gebracht und systematisch formuliert. Deshalb setzt noch heute jede christliche Theologie bei Paulus an. Zum anderen hat Paulus als christlicher Missionar eine für die damalige Zeit erstaunliche Reisetätigkeit entfaltet und in vielen Orten neue christliche Gemeinden gegründet. Vor allem war er es, der das Christentum nach Griechenland und damit nach Europa gebracht hat.

Was wir aus späterer Sicht als große geschichtliche Leistungen würdigen, war freilich von Paulus teuer erkaufte. Mit seiner Bekehrung zum Christentum hatte Paulus sich von seiner geistigen Heimat, der jüdischen Kultur, entfremdet und war in seiner eigenen Gesellschaft ein Außenseiter, und wie wir wohl annehmen dürfen, zum Gegenstand ständiger Anfeindungen und Angriffe geworden. Die Welt des Hellenismus, in die er mit seiner Mission vordrang, kannte zwar, ähnlich wie Japan, viele Götter, war aber dem Christentum gegenüber, das ja nur einen Gott predigte, höchst intolerant. Paulus ist oft verhaftet, angeklagt und ins Gefängnis geworfen worden. Und in der Antike waren Gefängnisse noch nicht so zivilisiert wie unsere Strafanstalten heute. Nicht unwahrscheinlich ist, dass Paulus auf diese Weise bei seinem Versuch, Rom, das Zentrum der damaligen Welt, zu erreichen, ums Leben gekommen ist. Und selbst in den von Paulus gegründeten Gemeinden haben sich immer Gruppen gebildet, die Paulus angegriffen und seine Autorität in Frage gestellt haben. Die vielen Paulusbriefe, in denen er sich oft gegen solche Angriffe verteidigen muss, legen davon ein deutliches Zeugnis ab. Persönlich war Paulus

nicht gerade dazu prädestiniert, mit solchen Schwierigkeiten fertig zu werden. So weit wir wissen, war er klein von Gestalt, nicht unbedingt eine Schönheit, kränklich und kein großer Redner. Gelegentliche Andeutungen in seinen Briefen lassen erkennen, dass Paulus mit seinem Leben und seiner Arbeit gar nicht glücklich war, dass er unter seiner Arbeit gelitten hat und gelegentlich auch von erheblichen Zweifeln an sich selbst umgetrieben war.

Erstaunlich ist nun freilich: Paulus lässt sich von seinen widerwärtigen Lebensumständen nicht unterkriegen. Alle Briefe des Paulus durchzieht eine große Heiterkeit und Fröhlichkeit. Der heutige Predigttext ist sogar ein Lied, in dem Paulus über seine Schwierigkeiten und Ängste klagt und doch zugleich Gott rühmt. Das Lied endet mit den schönen Worten: „unser Herz ist weit geworden“ (6,11).

Was steckt hinter dieser Haltung? War Paulus ein Optimist oder gar Träumer? Gewiss nicht. Ein Optimist kann die Widrigkeiten und Anfechtungen seines Lebens nicht so deutlich sehen. Ein Optimist verdrängt Probleme eher und sieht sich selbst in einem rosigen Licht. Oder ist das nur der Versuch, ein moralisches Vorbild zu sein und Stärke zu demonstrieren? Auch das ist unwahrscheinlich. Zu ehrlich gibt Paulus seine Schwierigkeiten und seine Angst in aller Öffentlichkeit zu.

Paulus sieht seine Grenzen, seine Schwierigkeiten und seine Angst in aller Deutlichkeit. Aber er deutet sie von einem Standpunkt her, den man Glauben nennt. Glauben heißt ja nicht, etwas für wahr zu halten. Vor allem heißt Glauben nicht, etwas für wahr zu halten, was unserer Vernunft widerspricht und deshalb nur unter Ausschaltung unseres kritischen Denkens akzeptiert werden kann. Glauben ist eher eine besondere Weise, die Wirklichkeit zu sehen und zu deuten: von außen her, von Gott her. In Colmar bei Straßburg im Elsass gibt es den berühmten „Isenheim Altar“ von Matthias Grünewald, von dem ich früher gelegentlich in Predigten gesprochen habe. Eines der Tafelbilder dieses Altars zeigt den gekreuzigten Christus. Links vom Kreuz stehen die weinenden Maria Magdalena und eine andere Frau. Rechts vom Kreuz steht Johannes der Täufer und verweist mit einem überdimensional gezeichneten Zeigefinger auf den am Kreuz hängenden Christus. Und hinter Johannes steht die lateinische Inschrift: *Illum oportet crescere, me autem minus*, etwas frei übersetzt: *Er muss wachsen, ich aber muss weniger werden*. Für mich ganz persönlich zeigt dieses Bild, was Glauben heißt. Glauben ist der ständige Versuch, von sich selbst wegzuschauen, sich selbst zurückzunehmen und gleichsam zu vergessen und wie Johannes der Täufer auf Jesus zu blicken, der am Kreuz gestorben ist. Wer ich bin, das sehe ich nicht, wenn ich auf mich selbst, meine Fähigkeiten, Möglichkeiten und Leistungen schaue. Wer ich bin, meine Identität modern gesagt, sehe ich in dem Christus am Kreuz.

Paulus ist kein Maler und malt deshalb kein Bild, sondern benutzt für uns heute nur schwer verständliche Begriffe. *Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu* (5,19). Versöhnung und Sünde, das sind schwere Begriffe, hinter denen die vielen Erfahrungen stehen, die Israel in hunderten von Jahren und dann die ersten Christen mit Gott und mit sich selbst gemacht hat. Und weil zwischen dieser Geschichte und unserer Gegenwart nun schon wieder mehr als zweitausend Jahre liegen, können wir nur schwer nachvollziehen, was diese Worte meinen. Wollen wir verstehen, was Paulus sagen will, müssten wir vielleicht bei unseren alltäglichen Erfahrungen ansetzen. Der Erfahrung etwa, dass wir nur selten wir selbst sein können. Selten bringen wir zustande, was wir eigentlich zustande bringen möchten oder meinen, zustande bringen zu müssen. Selten werden wir verstanden oder können andere wirklich verstehen. Selten sind wir so glücklich, dass wir sagen können: diesen Augenblick möchte ich noch einmal erleben. Es ist dieser fragmentarische Charakter unseres Lebens, den das Wort Sünde bezeichnet. Karl Marx, als er noch Philosoph war und sich unter dem Einfluss von Engels noch nicht den Wirtschaftswissenschaften zugewandt hatte, hat diesen fragmentarischen Zustand unseres Lebens „Entfremdung“ genannt. Fremde sind wir uns selbst und für andere, so wie andere für uns letztlich Fremde sind. Das etwa meint Sünde.

Dieser fragmentarische Charakter unseres Lebens drängt sich immer wieder auf. Etwa wenn wir nicht so arbeiten können wie wir gern möchten, oder wenn unserer Arbeit die Anerkennung versagt bleibt, die wir brauchen. Wenn wir am Ende unserer beruflichen Laufbahn stehen und uns mit erheblichen Zweifeln fragen, was wir denn nun eigentlich zustande gebracht haben. Oder auch wenn unsere körperlichen Kräfte nachlassen und wir nicht länger leugnen können, dass die uns gewährte Zeit begrenzt ist.

Dieser fragmentarische Charakter unseres Lebens macht Angst. Um Leben zu können, müssen wir ja wissen, wer wir sind und was wir können. Und deshalb reagieren wir, zumeist unbewusst, auf uns selbst und auf andere mit einem Perfektionismus, der totalitär und letztlich tödlich ist. Wir wollen perfekt sein, müssen es, oder meinen zumindest, es zu müssen. Denn nur an dem, was wir jeden Tag tun oder zustande bringen, können wir gleichsam festmachen, dass wir nicht umsonst leben. Und wenn wir das nicht zustande bringen, was wir tun zu müssen meinen, werden wir unruhig. Vielleicht kommt da aus der Tiefe des Unbewußtsten die Angst hervor, dass wir scheitern könnten. Und darauf reagieren wir mit nur noch mehr Aktivität und Perfektionismus. Perfekt aber müssen auch die anderen sein. Vielleicht ist gerade das einer der Konfliktpunkte mit unserer japanischen Umwelt. Alle müssen so rational denken, wie wir es gelernt haben. Alle müssen so ordentlich sein und so

sparsam mit ihrem Geld umgehen, wie wir es seit unserer Kindheit gelernt haben. Und alle müssen so zu tief schürfenden persönlichen Gesprächen am Abend bereit sein, wie wir sie bei unseren Eltern immer erwartet, aber – ehrlich gesagt – nie gefunden haben. Indem wir von einem Menschen erwarten, so perfekt zu sein wie wir es sein wollen und doch nie sein können, werden wir totalitär. Der Andere muss nach unserer Pfeife tanzen. Ist das menschlich?

Auf diese recht moderne Frage antwortet Paulus mit dem Begriff der Versöhnung. Auch das ist ein schweres Wort mit einer langen Geschichte. Vielleicht können wir es so erklären: die Fragmentarität unseres Lebens ist aufgehoben. Nicht dadurch, dass wir etwas Besonderes zustande gebracht haben, sondern dadurch dass Gott sich dem ans Kreuz genagelten Jesus zugewandt, sich auf seine Seite gestellt und ihn angenommen hat.

Paulus sieht nicht nur den ans Kreuz genagelten Jesus. Der ans Kreuz genagelte Jesus ist nach menschlichem Ermessen gescheitert. Aber Paulus sieht durch das Kreuz hindurch auf das, was das Neue Testament und die kirchliche Tradition die Auferstehung nennen und was wir Ostern feiern. Auferstehung heißt: Gott hat dem nach menschlichem Ermessen gescheiterten Jesus das wirkliche Leben geschenkt. Ein heiles, nicht mehr entfremdetes und gelungenes Leben ist deshalb nicht etwas, was wir erst zustande bringen müssten. Es ist uns vorgegeben in der Gestalt des ans Kreuz genagelten und auferstandenen Jesus Christus. Deshalb kann Johannes der Täufer auf dem Tafelbild des Isenheimer Altars mit seinem Zeigefinger auf das Kreuz verweisen: dieser Jesus Christus am Kreuz, das ist der wirkliche Mensch. Und damit ich selbst ein wirklicher Mensch werde, muss dieser Jesus in mir immer größer und stärker und ich selbst muss immer kleiner und schwächer werden.

Hier liegt das Geheimnis des Lebens von Paulus. Paulus war weder Träumer noch Supermann. Der Glaube an die Vorgabe gelungenen menschlichen Lebens in Jesus Christus hat Paulus zum Realisten gemacht. Paulus brauchte seine eigenen Schwächen nicht zu beschönigen oder zu verschleiern. Er brauchte auch keine Erfolge der Arbeit und keine anderen Menschen, um sich selbst daran aufzubauen und seiner eigenen Bedeutung zu vergewissern. Paulus konnte sich so annehmen, wie er als Mensch war und wie wir alle sind: unvollkommen, fragmentarisch, Stückwerk. Und das, weil für ihn wirkliches und gelungenes Leben in dem Mann am Kreuz vorgegeben war. Das erklärt den Realismus und die gelassene Heiterkeit, mit denen Paulus sein Leben und seine Arbeit sieht.

*Als die Unbekannten, und doch bekannt;
Als die Sterbenden und siehe, wir leben;
Als die Gezüchtigten, und doch nicht getötet,
Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich;*

*Als die Armen, aber die doch viele reich machen;
Als die, die nichts haben, und doch alles haben. (6,9-10)*

Das ist Glauben. *Christus in mir muss wachsen, ich aber muss abnehmen*, steht hinter Johannes dem Täufer auf dem Bild des Isenheimer Altars. Das ändert noch nicht die Wirklichkeit. Krankheit, Widrigkeiten, Misserfolge und auch die Bosheit anderer Menschen sind Tatsachen, die sich nicht einfach weginterpretieren lassen. Aber was sich ändern kann, ist die Weise, wie wir diese Tatsachen sehen und wie wir mit ihnen umgehen. Schauen wir nur gebannt auf diese Tatsachen und lassen wir uns von ihnen unterkriegen, oder deuten wir sie von außen, vom Kreuz her – davon hängt unser Leben ab. Paulus hat die zweite Möglichkeit gewählt und damit eine Weite des Herzens gewonnen, die man in unserer heutigen Sprache vielleicht Humor nennen kann. „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“, lautet eine populäre und recht vordergründige Definition von Humor, die aber gar nicht so ganz falsch ist. Humor setzt die Fähigkeit voraus, Distanz zu sich zu gewinnen und sich von außen zu sehen. Nur wer diese Fähigkeit hat, kann über sich lachen, auch wenn er am liebsten heulen möchte. Und nur wer diese Fähigkeit hat, braucht sich angesichts von Misserfolgen nicht auf seine scheinbar richtige Position zu versteifen, sondern kann Neues über sich und seine Mitmenschen lernen. Und damit kommt die scheinbar so festgelegte Wirklichkeit in Bewegung. Tatsachen lassen sich nicht ändern, aber sie lassen sich anders deuten. Und damit kommen sie in Bewegung und verlieren ein wenig von ihrer Bedrohlichkeit.

Für Paulus hat diese Haltung, die ich Humor genannt habe und die aus dem Glauben kommt, ein sehr großes Gewicht. „Botschafter an Christi Statt“ (5,20) nennt er sich und „Mitarbeiter“ Gottes (6,1). Darin spricht sich zum einen das besondere Selbstverständnis des Paulus aus. Paulus weiß, dass er einen ganz besonderen Auftrag von Gott hat, den wir so ohne weiteres nicht nachahmen können. Aber das ist nur das eine. Mit diesem Wort der Mitarbeit verweist Paulus auf eine sehr tiefe Dimension unseres Lebens als Christen und als christliche Gemeinde. Wenn es zutrifft, dass heiles und gelungenes Leben das Leben dieses Mannes am Kreuz ist, dann kann das nur an unserem eigenen Leben für andere sichtbar und glaubhaft werden. In der Regel begegnen wir Menschen, auch gerade denen, die uns am nächsten stehen, mit unseren moralischen Forderungen: Du musst anders und so und so werden. Und damit zeigen wir ihnen nur das, was sie in der Regel selbst schon wissen, dass menschliches Leben fragmentarisch und entfremdet ist. Und je stärker und perfektionistischer unsere Forderungen sind, desto mehr verstärken sie die Angst im anderen und desto mehr entfremden sie ihn von sich selbst und von uns. Könnte es nicht auch anders sein? „*Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber*“ (5,19) – dieses Wort ist doch nicht nur für uns, es ist doch für alle Menschen gültig. Dann aber können doch nicht nur wir, sondern alle

Menschen nur dann zu sich selbst finden, wenn sie wie Johannes der Täufer auf Jesus Christus blicken können. Verstellen wir nicht durch unser bloßes Dasein und durch unsere moralischen Forderungen oft genug anderen den Blick aufs Kreuz? Müsste die Möglichkeit gelungenen Lebens nicht an uns selbst sichtbar und glaubhaft sein? Versöhnung heißt doch: wir dürfen so sein wie wir sind, auch mit unseren Unvollkommenheiten und Halbheiten. Und dieses „wir“ umfasst alle Menschen. Leben kann man das freilich erst, wenn man selbst, wie Paulus, von sich selbst wegblicken kann auf das Kreuz und dort gelungenes Leben glauben kann. Vielleicht wäre unser Leben, anders, wenn wir selbst mehr glaubenden Humor hätten und andere daran erfahren würden, was Versöhnung heißt.